

Privat und nebenbei...

Persönliche Erlebnisse mit dem Versuch zum eigenen Privat-Unternehmen Mitte der 80er Jahre:

**"Beratungs-Service zu Halbleiter-Bauelementen und
Vermittlung von An- und Verkauf elektronischer Bauelemente und Geräte"**

Inhalt

[Der Anlass und die Idee](#)

[Das erste Konzept](#)

[Reaktionen von innen und außen](#)

[Die Partei-Bürokratie](#)

[Die Staatsorgane schlagen zu](#)

[Den Kopf aus der Schlinge](#)

[Abspann](#)

[Nachtrag](#)

Der Anlaß und die Idee

In den Jahren nach 1980 arbeitete ich als Applikations-Ingenieur für aktive Applikation elektronischer Bauelemente im Labor-Bereich des VEB Applikationszentrum Elektronik Berlin (AEB). Mit großem Enthusiasmus konnte ich endlich auch beruflich die Tätigkeit ausüben, die mir schon immer vorschwebte. Es war die Zeit der großen Umbrüche in der Elektronik – weg von der diskreten Technik mit einzelnen aktiven Bauelementen, wie z.B. Transistoren und Dioden – hin zur integrierten Technik.

Nachdem bereits seit etwa einem Jahrzehnt erste integrierte Schaltkreise auch in die elektronische Technik der DDR einzogen – hier insbesondere die einfachen Digital-Schaltkreise der D100-Serie – eröffneten sich nun mit dem Aufkommen der Mikroprozessortechnik noch ganz andere Möglichkeiten.

Während ich auch schon in den Jahren davor mit hochinteressanten Aufgaben konfrontiert wurde – ich denke da besonders an das Problem der Flaschensortierung für SERO, wo ich mich mit Problemen optischer Erkennungsverfahren beschäftigen konnte – kam es dann in den Jahren nach 1980 zu noch weit anspruchsvolleren Aufgaben. Als Beispiel soll hier die Erkennungs-, Mess- und Sortieranlage für Dünnholz für die Forstwirtschaft Kyritz genannt werden, wo das erste Mal optische Messaufgaben mit einer beim AEB entwickelten CCD-Zeilenkamera erfolgreich durchgeführt wurden.

Infolge der Beschäftigung mit vielfältigen Problemen technischer Aufgabenstellungen konnte ich eine Vielzahl von Patent-Vorschlägen einreichen (siehe die Liste der angemeldeten bzw. erteilten Wirtschaftspatente auf der HP), bzw. der staatlichen Leitung einige Neuerer-Vorschläge (sog. „NVs“) unterbreiten.

Und genau an dieser Stelle begann dann das eigentliche Dilemma.

Immer wieder musste ich feststellen, dass ganz tolle Ideen nicht den notwendigen Widerhall in der staatlichen Leitungs-Hierarchie fanden. Als Beispiel sei hier mein Vorschlag an die Halbleiterhersteller in Frankfurt/Oder (HFO) bzw. in Erfurt (FWE) genannt, in dem ich diesen Wege aufzeigte, durch Kombination bereits vorhandener Halbleiter-Technologien, nämlich der TTL-Technik und den nichtflüchtigen Speicherzellen aus der EPROM-Technologie so genannte „Programmierbare Logik-Schaltungen“ zu entwickeln (siehe „Integrierte logische Schaltungsanordnung mit elektrisch wählbarer Struktur“ – Patent-Anmeldung PS). Damit sollte insbesondere in der Phase der Geräteentwicklung die so genannten „TTL-Gräber“ vermieden werden. Fest verdrahtete Logik-Schaltungen in TTL-Technik erwiesen sich im Entwicklungs-Prozeß immer dann als besonders problematisch, wenn durch vielfache

Änderungen eine Neukonstruktion der Leiterplatte erforderlich war. Das war immer dann notwendig, wenn es über die einfache Durchtrennung eines Leiterzuges, oder einer zusätzlichen Drahtverbindung hinausgegangen ist.

Mein Vorschlag wurde verworfen – mangels Interesse der Anwender-Industrie – so hieß es. Fast zur gleichen Zeit trat aber im Westen der Siegeszug der „Programmable Array Logic“-Bausteine (PALs oder GALs) auf, die genau das machten, was ich seinerzeit vorgeschlagen hatte. Solche IC's wurden in der DDR nie produziert.

In den Anfangsjahren der 80er, als der Mikroprozessor aus eigener Fertigung auch in der DDR-Elektronik siegessicher seinen Einzug erhalten hatte, kamen dann noch ganz andere Betätigungsfelder hinzu. Obwohl mir die Software-Entwicklung anfangs ein Buch mit sieben Siegeln war, erkannte ich doch schnell deren riesiges Potential. Man konnte ohne große Investitionen in Hardware und teuer, sowie kaum beschaffbarer Messtechnik nur durch Programm-Entwicklungen auch viel Geld verdienen.

Wie bereits einige andere Vorreiter auf diesem Gebiet, überlegte ich mir nun, wie ich selbständig und ohne den VEB meine eigenen Entwicklungen für meine potentiell zukünftigen Kunden machen könnte.

Obwohl von Berufs wegen bereits eine Umorientierung auf Mikroprozessor-gestützte Lösungen stattgefunden hatte (siehe dazu www.ps-blnd.de/Beatelektronik.htm), gab etwa Mitte der 80er den eigentlichen Anstoß zu Überlegungen einer Selbstständigkeit eine Informations-Veranstaltung des Fachbereichs Informatik der Humboldt-Universität Berlin. Diese fand im dortigen Audimax statt und ein gewisser Herr „Marius van der Meer“ erklärte die Vorzüge des Computersystems „ZX-Spectrum“ des englischen Computer-Herstellers Sinclair, ohne dabei das Wichtigste außer Acht zu lassen, nämlich daraufhin zu weisen, wie einfach solche Systeme sind - und vor allem, da sie mit den gleichen Mikroprozessorsystem aufgebaut sind, wie das in der DDR hergestellte U880-System, wären hiermit jeglicher Eigeninitiative Tür und Tor geöffnet.

Das erste Konzept

Als dann die ersten Bauelemente für Mikrorechner im freien Handel erschienen, wusste eigentlich kaum jemand etwas damit anzufangen. Es handelte sich hierbei um so genannte „Überplanbestände“ von EPROMs Intel 1702, die einige der privaten Bastlerläden in Erfurt und Berlin zu horrenden Preise anboten. Diese wurden dann nur noch von den sich immer

mehr häufenden Privat-Anzeigen sowohl in den Fachzeitschriften „funkamateure“, wie auch in der „radio fernsehen elektronik“ zu Verkäufen von modernsten hochintegrierten Schaltkreisen übertroffen. Die Herkunft dieser Bauelemente war sicherlich nicht aus den Entwicklungslabors der DDR-Elektronikindustrie zu vermuten, sondern es handelte sich überwiegend und mit großer Wahrscheinlichkeit um so genannte „Hosentaschen“ – oder „Oma“-Importe aus dem Westen.

Da aber nicht nur Verkäufe, sondern auch Gesuche annonciert wurden, sah ich hier vordergründig meine Chance, eine Art „Vermittlungsagentur“ mit technischer Beratungsfunktion aufzubauen, um genau das Anliegen der Anbieter und der Suchenden in Übereinstimmung zu bringen. Außerdem waren Informationen zu unbekanntem Bauelementen immer gefragt und dafür hatte ich ja im AEB den Zugriff auf die neuesten Kataloge und Fachzeitschriften aus dem Westen. Aufgaben zur Entwicklung spezieller elektronischer Geräte würden sich dann von ganz alleine durch den Kontakt mit vielen Kunden ergeben – so meine Überlegung. Erst wenn sich das „Geschäft“ so weit entwickeln würde, dass ich das nicht mehr neben meiner offiziellen Arbeit erledigen könnte, würde ich die Anstellung beim AEB aufgeben.

Aber was würde das eigentlich bedeuten und welche Konsequenzen würde das nach sich ziehen? – Wie müsste ich dabei vorgehen und welche staatlichen Institution wären um Genehmigung zu ersuchen?

Es war mir klar, dass es noch ein langer Weg sein wird, aber ich war ganz optimistisch, weil andere es schon vorgemacht hatten. Als eine der ersten Maßnahmen hatte ich vor, eine Annonce in der „radio fernsehen elektronik“ aufzugeben, so zu sagen als „Marktforschungsinstrument“. Lange habe ich an deren Formulierung gefeilt und es war mir auch recht mulmig, als ich diese dann Anfang 1985 an den VEB Verlag Technik abschickte, unter dessen Regime die „radio fernsehen elektronik“ erschien. Aber was sollte schon passieren, außer einer Ablehnung konnte mir eigentlich nichts Negatives widerfahren – so glaubte ich jedenfalls damals. Die Zeit verging und mit jedem neuen Heft der auch von mir abonnierten „radio fernsehen elektronik“ stieg die Spannung, ob denn nun die Veröffentlichung kommt, oder eine Ablehnung durch den Verlag. Offensichtlich brauchten die Prüfer – und da war ich mir ganz sicher, die saßen nicht nur im Verlag - doch eine ganze Weile, um sich einen Reim daraus zu machen, was ich da eigentlich will.

Vorsichtig, ohne den geringsten Hinweis auf den Hintergrund meiner Anfrage zu offenbaren, horchte ich auch in den „Buschfunk“ im Betrieb. Man hatte ja so seine „Quellen“, auch solche

in Parteinähe, die angeblich immer über die Geschehnisse hinter den Kulissen Bescheid wussten. Aber „Null Reaktion“ – offensichtlich gab es keine Rückfrage hier im Betrieb. Das änderte sich jedoch schlagartig, als im Mai-Heft 1985 plötzlich und unerwartet dann doch die Anzeige erschien.



Reaktionen von innen und außen

An dem folgenden Tag, nachdem ich zu Hause das Heft aus dem Briefkasten geholt hatte und meine Annonce las, bin ich mit etwas flauem Gefühl in der Magengegend in den Betrieb gefahren. Der festen Überzeugung, dass ich sofort zu meinem staatlich Leiter zitiert würde, harrete ich an meinem Arbeitsplatz aus und wartete die Dinge ab, die da offensichtlich kommen sollte. Aber zunächst tat sich gar nichts, ich machte meine Arbeit, so wie jeden anderen Tag auch und tat so, als sei nichts gewesen. Bis ein paar Tage später ein der Partei nahe stehender Kollege an meinen Arbeitsplatz kam, wortlos die besagte Zeitschrift - aufgeschlagen eben mit meiner Anzeige - auf meinen Schreibtisch legte und dann nach einer ganzen Weile, weil ich ihn offensichtlich so verständnislos ansah, von mir verlangte ihm das zu erklären.

Auf den Besucherstuhl deutend brachte ich ihn dazu, sich neben mich zu setzen und nun auf „gleicher Augenhöhe“ versuchte ich ihm mein Vorhaben zu erklären und vor allem dessen Hintergründe zu beleuchten. Auch mein gegenüberstehender Kollege, mit dem ich immer „sehr gut konnte“ hörte aufmerksam zu. Sonst war niemand weiter anwesend in unserem Laborraum. Nach Beendigung meiner Ausführungen, die oft holprig und noch unausgegoren waren, wiegte mein neben mir sitzender Kollege mit dem Parteiabzeichen nachdenklich den Kopf hin und her und meinte nur kurz: „Wenn das nur gut geht“.

Mein mir gegenüber sitzende Kollege fasste sich nur kurz mit dem Zeigefinger an die Schläfe und ließ verlauten: „Du bist wohl ganz verrückt geworden...“ Aber dabei beließen es beide. Hin und wieder wurde ich noch von anderen Kollegen daraufhin angesprochen, aber so richtig wichtig hat es eigentlich niemand genommen – jedenfalls nach meinen Erfahrungen kurz „danach“.

Ganz anders entwickelten sich die Geschehnisse bei mir zu Hause. Wir waren gerade bei der Planung und Vorbereitung des zweiten Anbaus zur Komplettierung unseres Einfamilienhauses (siehe die PS-Geschichte „Ein ganzes Leben lang...“ - <http://www.ps-blnd.de/Eigenheim.htm>) und da komme ich mit so einer fixen Idee, zeterte meine Frau - womit sie im Nachhinein gesehen natürlich recht hatte. Aber die betriebliche Befrustung hatte mich doch so beeinflusst, dass ich lieber den häuslichen Krach in Kauf nahm, als mich weiterhin in meiner individuellen Entfaltung behindern zu lassen. Zur Befriedung des Ganzen konnte ich ihr dann allerdings einreden, dass mit den zusätzlichen Einkünften ein wesentlicher Beitrag zur Finanzierung des Eigenheimbaus möglich sei. - Eine reine Wunschvorstellung, wie sich dann später herausstellte!

Es tat sich aber noch etwas anderes:

Der Inhalt des häuslichen Briefkastens schwoll Tag für Tag mehr an. Argwöhnisch von meiner Frau beobachtet sah ich, dass die Anfragen und Angebote fast jeden Tag mehr wurden und ich mit Briefen schreiben, Info-Blätter verschicken die spärlich verbliebene Freizeit über alle Maßen in Anspruch nahm. Der Familienfrieden und vor allem die Zuwendung zu den Kindern litt immer mehr. Draußen war das schönste Bauwetter und ich saß in meiner Bastelecke – ein durch Schrankwand und Vorhang abgetrennte Kammer vom Wohn- und Schlafzimmer noch aus meiner Junggesellenzeit – und „bediente meine Kunden“.

Als dann das Gezeter zu Hause nicht mehr auszuhalten war, machte ich der Not gehorchend den entscheidenden Fehler:

Die aktuellsten und wichtigsten Kundenunterlagen, aber auch Ware nahm ich mit in den Betrieb, um dort in aller Ruhe meinen Geschäften nachgehen zu können – nach Feierabend versteht sich, so hatte ich es mir jedenfalls vorgenommen. Zu Hause wollte ich dann was von Überstunden erzählen, wenn es gar nicht anders geht. Für den Bau am Eigenheim sollten dann ausschließlich nur noch die Wochenenden, bzw. Urlaub vorgesehen werden. Und wenn das ganz und gar nicht reichen sollte, müsste vielleicht auch wieder mal ein Krankenschein her. Obwohl mir das gar nicht lag, weil ich wusste, dass dann gleich die Kollegen „auf der Matte stehen“, um sich nach dem „werten Befinden des Kranken“ zu erkundigen. Es wäre ein

Affront gegen meine Kollegen gewesen, die ja dann meine Arbeit mit machen müssten, während ich fröhlich auf meinem Bau arbeite. Nein – das ging gar nicht, dieses Problem müsste und wurde dann auch anders gelöst (siehe die PS-Geschichte „Ein ganzes Leben lang...“ - <http://www.ps-blnd.de/Eigenheim.htm>).

Das Vorhaben mit der Privat-Arbeit nach Feierabend im Betrieb erwies sich allerdings als nicht durchführbar. Der Laborbereich des AEB war mittlerweile vom Traveplatz in ein rekonstruiertes altes Industriegebäude-Hinterhaus mit 6 Stockwerken in die Scharnweber-Straße umgezogen und zum „Ingenieurbetrieb für Anwendungen der Mikroelektronik“ (IfAM) mutiert. Im gleichen Gebäude befand sich aber auch das neu geschaffene „Zuverlässigkeits-Labor“, wo Langzeit-Untersuchungen an elektronischen Bauelementen vorgenommen wurden, die z.B. in hochwertigen Konsumgütern, wie Farbfernsehempfängern eingebaut waren. Da dort oft hunderte Geräte gleichzeitig „in Arbeit“ waren und das der Öffentlichkeit so weit als möglich verborgen werden musste, wurde das gesamte Gebäude als „Hochsicherheitstrakt“ ausgebaut, obwohl die besagte Abteilung nochmals hinter Zahlenschloss-bewerten Stahltüren abgesichert gewesen ist.

Die Folge davon war, dass der Betriebsschutz spätestens eine halbe Stunde nach offiziellem Feierabend die Stahlgitter-Türen des Haupteingangs verschloss und man dort eingesperrt war bis zum nächsten Morgen – es sein denn, die Überstunden waren im Vorfeld bei der staatlichen Leitung beantragt und das konnte und wollte ich natürlich nicht.

Mir blieb also nichts weiter übrig, meine „Geschäfte“ während der normalen Arbeitszeit zu erledigen. Einiges, z.B. Telefongespräche mit Kunden führen, hätte ich sowieso nur von Arbeit aus machen müssen, da mir zu Hause keine Telefon zur Verfügung stand. Das fiel aber überhaupt nicht auf, weil durch meine offizielle Arbeitsaufgaben auch Telefongespräche mit den „offiziellen“ IfAM-Kunden an der Tagesordnung waren. Natürlich versuchte ich es zu vermeiden, solche Gespräche zu führen, wenn einer meiner Vorgesetzten im Raum war. Mein mir gegenüberstehender Kollege tolerierte das auch wohlwollend.

Da das eine Zeit lang ganz gut ging, auch die Geschäfte immer besser liefen, wurde ich zunehmend leichtsinniger. Zeitweise war der ganze linke Teil meines Schreibtisches mit Privat-Kram vollgestopft. Obwohl seitens der Sicherheitsleute und der monatlichen Belehrungen in den Arbeitsbesprechungen immer darauf hingewiesen wurde, dass zum Feierabend die Schreibtische zu verschließen seien, habe ich das mehr und mehr ignoriert. Als Entschuldigung habe ich immer die Nichtfunktionsfähigkeit der betreffenden Schlösser angegeben, was allerdings auch der Wahrheit entsprach und Abhilfe nicht in Sicht war.

Dass mir diese Nachlässigkeit in Folge zum Verhängnis werden könnte, habe ich zur damaligen Zeit überhaupt nicht in Betracht gezogen. Dazu jedoch später...

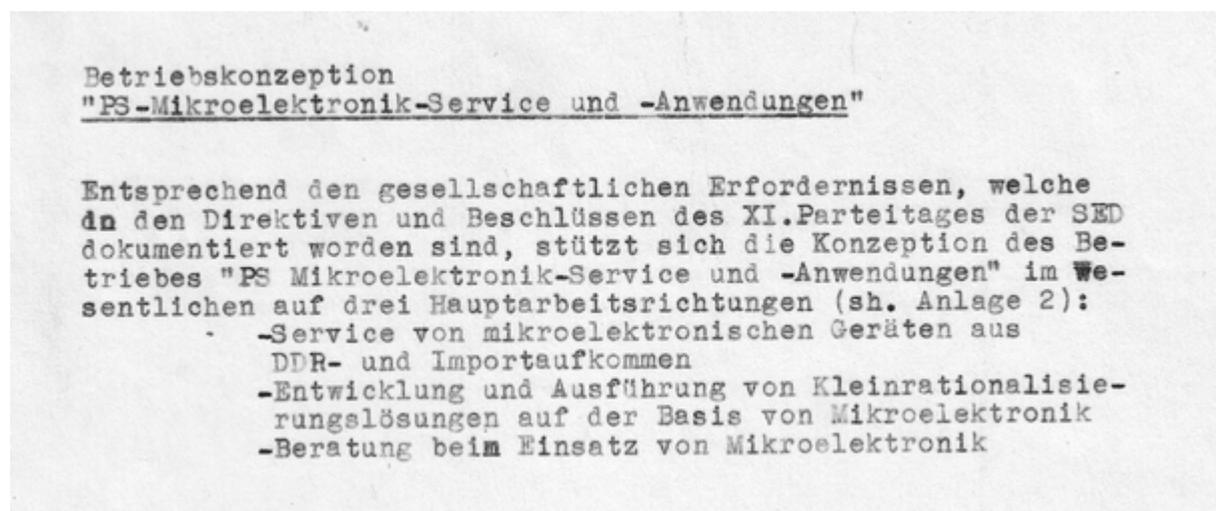
Die Partei-Bürokratie

Unabhängig von den ganz gut laufenden „Nebenbei-Geschäften“ versuchte ich einen Weg zu finden, das Ganze zu legalisieren.

Zunächst musste ein schlüssiges Konzept her und dann wollte ich mit diesem Papier bei den mir bekannten und vermeindlich „zuständigen“ staatlichen Stellen „Überzeugungsarbeit“ leisten.

Ich sammelte Informationen zu mir bereits bekannten Privat-Unternehmen aus meiner Branche. Das waren in erster Linie die bekannten Bastlerläden, welche nicht unter der Regie des „VEB Industrievertrieb Rundfunk und Fernsehen“ standen (die so genannten „Amateurläden“), aber auch die neuerdings entstandenen Privat-Unternehmen „Borkmann – Leiterplattenservice“, der „Messgeräte-Service“ in Röbel an der Müritz und der „Computer-Service“ in der Grünberger Straße. Zu letzterem war mir zugetragen worden, dass dessen Besitzer ein „besonders gutes Verhältnis“ zum Bezirksparteisekretär von Friedrichshain pflegte. Wie dieses jedoch zustande gekommen ist, bzw. welche Grundlage es hatte, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen.

Mit dem ausgearbeiteten Konzept – von der mehrseitigen Beschreibung meiner zukünftig geplanten Tätigkeit ist leider nur noch dieses Fragment erhalten geblieben:



- einschließlich einer tabellarischer Zusammenfassung und den Positiv-Beispielen o.g. Privat-Unternehmen bin ich dann bei der Wirtschaftsabteilung des Magistrats von Berlin, ansässig damals in der Storkower Strasse, vorstellig geworden. Nun war es schon ein schwieriges

Unterfangen, überhaupt einen Ansprechpartner für mein Anliegen zu finden. Nachdem der Pförtner eine ganze Weile rumtelefoniert hatte, wurde ich dann vorgelassen und durfte in einem Warteraum Platz nehmen. Die Wartezeit nutzend überlegte ich mir immer und immer wieder den Wortlaut meiner Ausführungen, die ich dem Genossen (Angestellte, auch im unteren Staatsdienst, waren in der Regel alle Parteimitglieder) unterbreiten wollte.

Nach über einer Stunde Wartezeit wurde ich dann in das Büro des Abteilungsleiters (so stand es jedenfalls an der Tür) hereingebeten. Der Abteilungsleiter erwies sich als eine energisch daherkommende Genossin und zwei weitere, wahrscheinlich Mitarbeiter, bildeten dann das „Empfangskomitee“. Ich war furchtbar aufgeregt und versuchte trotz meines Gestammels einen „roten“ Faden zu bewahren.

Die Genossen hörten sich das mit aller Aufmerksamkeit an und als ich zum Ende kam, wiegte die Genossin Abteilungsleiter den Kopf und fragte kurz und knapp zurück, ob es mir denn auf meiner derzeitigen Arbeitsstelle im VEB AEB nicht gefallen würde, oder ob es sonstige Gründe gäbe meine derzeitige Stelle aufgeben zu wollen und mich mit der Ungewissheit einer privaten Unternehmung zu belasten. Mein kläglicher Versuch die Wichtigkeit meiner Unternehmens-Idee im volkswirtschaftlichen Maßstab darzustellen brachte dann nur noch wenig Sympathie seitens meiner Gesprächspartner hervor.

Allerdings konnte ich erreichen, dass in Auswertung der Besprechung meine Unterlagen einer nochmaligen sorgfältigen Prüfung unterzogen werden sollten. Vom Ergebnis bekäme ich dann über die Kaderabteilung meines Betriebes Bescheid – so die Ansage.

Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend verließ ich das Gebäude des Magistrates. So hatte ich mir das allerdings nicht vorgestellt, dass dann gleich wieder der Betrieb das Sagen hat, eigentlich wollte ich die ja umgehen...

Da sich eine ganze Zeit lang überhaupt nichts tat – andererseits ich mir bewusst war, dass solche heiklen Dinge lange Bearbeitungszeiten erfordern, erwog ich noch eine andere Karte aus dem Ärmel zu ziehen – so zu sagen einen „Joker“.

In dem betreffenden Zeitraum Mitte der 80er brodelte es überall in der Gesellschaft. Die Unzufriedenheit mit den Zuständen in der Volkswirtschaft ließen vielerorts neue, bisher nicht geduldete Gedanken und Meinungen hochkommen. Insbesondere der „Buschfunk“ wusste fast jeden Tag über neue „Ungeheuerlichkeiten“ zu berichten. Aber wem sollte man glauben? Offizielle Informationen aus den Medien waren immer noch das gleiche Parteigewäsch, wie bisher - Jahr ein, Jahr aus. Zum Parteisekretär des Betriebes hatte ich kein freundschaftliches Verhältnis, so dass von diesem sicherlich keine, von der offiziellen Line abweichende

Meinung verbreitet werden würde. Allerdings flüsterten mir andere parteinahe Quellen zu, dass sich in Bälde etwas tun werde – aber nur was und vor allem wann?

Angestrengt nachdenkend überlegte ich, welche Informationsquelle mir außerdem noch zur Verfügung stehen könnte. Es müsste jemand sein, der hoch genug über den Dingen stehen würde und dennoch mit mir, einem der kleinen Rädchen in der großen Volkswirtschaft, reden würde. Da fiel mir mein ehemaliger E-Direktor ein, mit dem ich vor einigen Jahren die politische Doktrination über Bord werfen konnte und somit die DDR-Halbleiterindustrie zu einer neuen attraktive Produktline überzeugen konnte (siehe PS-Insidergeschichte „Die Episode Hochspannungstransistor“ - <http://www.ps-blndk.de/Hochspannungstransistor.htm>). Sein besonderes Verständnis zu persönlichen Problemen von Mitarbeitern und seine herausragende Stellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Staatlichen Plankommission (SPK) nach seinem Weggang aus dem AEB ließ möglicherweise weit reichende Erkenntnisse und Informationen erwarten.

Obwohl es nicht ganz einfach war, gelang es mir doch seine Telefon-Nummer in der SPK ausfindig zu machen. Allen Mut zusammen nehmend rief ich ihn dort an und versuchte ein Treffen zu vereinbaren. Natürlich wollte er den Grund meines Anliegens erfahren, da ich aber weder ihn noch mich in irgendwelche Schwierigkeiten bringen wollte – man wusste ja nie, wann und wen die Sicherheitsorgane am Telefon belauschten – machte ich nur vage ausweichend allgemeine Bemerkungen mit dem Verweis auf seine damalige Tätigkeit im AEB. Sein Zögern bemerkend versicherte ich jedoch, dass es wichtig sei.

Eigentlich hatte ich nun erwartet, dass das Treffen bei ihm zu Hause stattfinden sollte, aber zu meiner großen Überraschung wurde ich zu ihm in die SPK eingeladen.

Angesichts dem altherwürdigen Gebäudekomplexes des ehemaligen Reichsluftfahrt-Ministerium aus der Zeit des 3. Reiches, wo zu DDR-Zeiten die SPK residierte, machte sich bei mir eine sehr beklommenes Gefühl breit. Schon alleine die Grenznähe mit nur wenigen hundert Metern bis nach Westberlin und auch die überall wachsam patrouillierenden Wachposten verbreiteten nicht gerade ein willkommenes Vertrauensgefühl. Auch jetzt musste ich wieder allen Mut zusammen nehmen, um beim Pförtner am Haupteingang für Besucher meinen Kontaktwunsch vorbringen zu können. Die Zugänglichkeit für dieses Gebäude, wie auch bei allen anderen staatlichen Institutionen, war strengstens reglementiert und das wurde durch bewaffnete Posten auch öffentlichkeitswirksam demonstriert.

Der Pförtner hielt meinen Personalausweis in der Hand und da ich offensichtlich nicht auf der Besucherliste stand, wurde mir nach einer kurzen telefonischen Rückfrage bedeutet, dass ich

im Vorraum warten solle – ich werde abgeholt, lautete die Ansage. Mein Personalausweis verblieb beim Pförtner, aber dafür erhielt ich eine Besucherkarte für die SPK. Diese berechnete aber nicht einfach durch die Wache zu marschieren, sondern ich musste geduldig auf meinen „Abholer“ warten. Das geschah dann auch bald in Form einer jungen, hübschen Dame, die aus dem Paternoster stieg und meinen Namen rief. Erst in Begleitung dieser Angestellten konnte ich dann die Wache passieren.

Ich war sehr gespannt auf das Wiedersehen mit meinem ehemaligen E-Direktor.

In dem kleinen Büro mit seiner spartanischen Ausstattung war sofort wieder die vertraute Atmosphäre, die ich bereits aus seiner Zeit im AEB kannte, als ich den Raum betrat und von ihm mit Handschlag in seiner ganz persönlich-freundschaftlichen Weise begrüßt wurde. Um seine Zeit nicht über alle Gebühr in Anspruch zu nehmen, kam ich dann auch gleich zur Sache und erzählte ihm von meinem Vorhaben und schaute mich dabei vorsichtig um, ob der Vermutung, daß nicht eventuell dabei jemand mithören konnte. Da wir allein in dem Zimmer waren und ich gegen mögliche getarnte Abhörgerätschaften sowieso nichts unternehmen konnte, ließ ich dann auch alle Vorsicht beiseite und versuchte ihm mit überzeugender Deutlichkeit mein Problem zu erörtern. Er hörte sich geduldig und interessiert meinen Vortrag an, wiegte bedenklich mit dem Kopf und fragte mich, was ich denn von ihm eigentlich erwarten würde. Meine Erwartungshaltung war die einer Information, auch wenn sie nur „zwischen den Zeilen“ gegeben werden sollte, die mich ermutigt und Wege aufzeigt, wie ich meinem Ziel näher kommen könnte. Zunächst kam jedoch die gleiche Fragestellung, wie ich sie schon seitens der Abteilungsleiterin der Magistrats-Wirtschaftsabteilung gehört hatte, weshalb mir denn meine derzeitige Arbeit im AEB so wenig Befriedigung geben würde. Mit weiteren Gegenreden und dem Aufführen von den mir bekannten Beispielen neu etablierten privaten Unternehmertums versuchte ich doch noch etwas an Informativem herauszuholen. Es zeigte sich jedoch, daß er entweder den gleichen Informationsstand hatte, wie bereits allseits öffentlich bekannt war, oder er durfte – und davon ging ich damals bei seiner Position im Staatsapparat aus - mir nichts erzählen. Jedenfalls blieb es bei allgemeinen Ermunterungsreden und besten Wünschen für die weitere Zukunft und damit war dann die Konsultation bei meinem „Insider“ zu Ende. Die Verabschiedung ging schnell mit freundlichem Handschlag und ehe ich mich versah, stand ich wieder auf der Leipziger Straße vor dem ehemaligen Gebäude Görings Reichsluftfahrtministerium aus der Nazizeit. Meinen Personalausweis hatte ich gegen Rückgabe der Besucherkarte zurückbekommen, nachdem ich diesmal ohne Begleitung den Rückweg durchs Haus zum Pförtner genommen hatte.

Das Ergebnis der Besprechung war alles andere, als für mich positiv ergiebig. Aber trotzdem ließ ich mich nicht entmutigen und machte so weiter, wie bisher.

Die Staatsorgane schlagen zu

Eines Montag morgens kam ich - wie üblich - nicht ganz pünktlich zur Arbeit, war aber dennoch der erste, weil mein Kollege etwas später kommen wollte, um einen „persönlichen Termin“ wahrzunehmen, d.h. irgendetwas Dringendes zu erledigen hatte. Sofort nach dem Betreten des Arbeitsraumes fiel mir auf, dass hier irgendetwas nicht so war, wie ich ihn am Freitag verlassen hatte. Die Schreibtischoberfläche war anders „aufgeräumt“, wie ich es in Erinnerung hatte und mehrere Schubfächer waren halb herausgezogen. Sofort rann mir siedendheiß der Angstschweiß den Rücken herunter und tatsächlich – meine dort eingelagerten Privatbestände elektronischer Bauelemente und kleinere Zubehörteile Computertechnik aus dem Westen, die ich von meinen Kunden geschickt bekommen hatte, um sie an andere zu verkaufen, waren weg! Ebenfalls weg war eine elektronische Schreibmaschine Typ „Brother CE50“, die wir, d.h. mein Kollege und ich als Drucker für unsere offizielle Arbeit einsetzen wollten.

Zur Erklärung muß noch angeführt werden, dass wir in Arbeitsbesprechungen immer wieder angehalten wurden, zum Feierabend alle Schreibtische und Schränke zu verschließen. Diese Anweisungen wurden jedoch nicht sonderlich ernst genommen, weil in unseren „Hochsicherheitstrakt“ meiner Meinung nach sowieso niemand Unbefugtes hereinkommen würde.

Nachdem mein Kollege dann gekommen war, erörterten wir die Sachlage und somit blieb mir also nichts weiter übrig, als den Verlust bei meinem Vorgesetzten zu melden – vor allem auch deshalb, weil zunächst nicht auszuschließen war, ob auch dienstliche Unterlagen abhanden gekommen waren. Eine sehr unangenehme Sache, vor allem auch deshalb, weil wir uns überhaupt nicht erklären konnten, wer denn das gewesen sein könnte.

Mir war ganz schlecht vor Aufregung und mit einer gewissen Vorahnung versuchte ich durch meine parteinahen Kontakte etwas Licht in die Angelegenheit zu bringen – vergeblich, alle zuckten nur den Schultern und ließen mich „links liegen“. Von einer von mir vermuteten Aktion der Sicherheitsorgane wollte niemand etwas wissen und schon gar nicht damit in Verbindung gebracht werden.

Erst gegen Mittag änderte sich die Ungewissheit. Ich wurde in die Kaderabteilung bestellt und nachdem ich die betreffende Tür geöffnet hatte, erblickte ich gleich auf einem kleinen Beistelltisch meine fein säuberlich aufgestapelten Sachen. Zunächst fiel mir ein Stein vom Herzen, aber das dicke Ende kam dann doch noch. Der Kaderleiter bat mich Platz zu nehmen und eröffnet mir folgende Erklärung:

Am vergangenen Wochenende hätte es eine „Brandschutz- und Sicherheitsbegehung“ gegeben und dabei wäre mein unverschlossener Schreibtisch entdeckt worden, somit man die dort befindlichen hochwertigen elektronischen Bauelemente und Computerteile sicherstellen musste. Dabei grinste er unverblümt. Ich sollte auf der Stelle eine schriftliche Erklärung abgeben, was es mit diesem Material auf sich hat, wo es her ist, usw.

Offensichtlich konnte man sich nicht erklären, wie diese z.B. hochmodernen Schaltkreise aus dem NSW in meinen Schreibtisch gekommen sind, wo wir doch sonst für unsere offizielle Arbeit keinen Zugriff auf solcher Art Bauelemente hatten. Oder man vermutete Diebstahl meinerseits, den ich - bedingt durch meine vielseitigen Kontakte zu anderen Forschungs- und Entwicklungsstellen - hätte angeblich durchführen können. Ob zu diesem Zeitpunkt der Zusammenhang mit meiner Annonce in der „radio fernsehen elektronik“ noch nicht hergestellt worden ist, ist jedoch zu bezweifeln, da es für mich wie eine gezielte Aktion meine Person betreffend darstellte. Eigenartigerweise waren nämlich andere Kollegen, die es mit den Sicherheitsbestimmungen ebenfalls nicht so genau nahmen, keinesfalls davon betroffen.

Der Kaderleiter legte mir einen leeren Bogen Papier und einen Stift auf den Tisch und forderte mich auf los zu schreiben. Die Hände auf dem Rücken verschränkt und teilnahmslos aus dem Fenster schauend, tat er so, als ob es für ihn nichts Anderes zu tun gäbe, als auf meine „geistigen Ergüsse“ zu warten. Ich versuchte, so weit als möglich bei der Wahrheit zu bleiben, weil ich davon ausging, dass so wie so schon das Meiste der staatlichen Leitung bekannt war. Von unglücklichen Zufällen schrieb ich und dass ich am vergangenen Freitag vergessen hätte, die mir erst kürzlich per Post zugesandte Kundenware mit nach Hause zu nehmen - verschwieg jedoch vorsorglich, dass ich meine Privatgeschäfte des häuslichen Friedens wegen nicht daheim machen konnte.

Die eineinhalb A4-Seiten lange Erklärung mit persönlicher Unterschrift nahm der Kaderleiter an sich, sagte mit süffisantem Lächeln, dass ich nach Untersuchung durch die „zuständigen Organe“ Weiteres noch hören werde. Anschließend konnte ich sogar mein „sichergestelltes“ Material wieder mitnehmen. Am Arbeitsplatz angekommen, versuchte ich sofort meine parteinahe Quelle zu konsultieren, um noch mögliche Hintergründe zu erfahren und weitere Sofortmaßnahmen einzuleiten, die möglichen Folgemaßnahmen der staatlichen Organe ins

Leere laufen zu lassen. Man erzählte mir von geheimen Hausdurchsuchungen der Sicherheitsorgane und wie dann oftmals aus einer Mücke ein Elefant gemacht wurde. Unter dem Vorwand das mir zurückgegebene Material sofort aus dem Haus schaffen zu wollen, bat ich einen Kollegen, mit dem ich jedoch arbeitsmäßig nichts zu tun hatte, der aber ständig mit dem Auto zur Arbeit kam, mir das Zeug nach Hause zu fahren. Unterwegs überlegte ich noch, dass es zweckmäßiger wäre, alles potentiell belastende Material, insbesondere einige West-Fachzeitschriften und -Fachbücher aus dem Haus zu schaffen, also nicht nur das, was ich auf Arbeit hatte, sondern auch das daheim liegende. Vor allem, um die schon stattlich angewachsene Kundenkartei mit sämtlichen An- und Verkäufen der vergangenen Zeit machte ich mir Sorgen, da ich nicht sicher war, ob das zum Verkauf angebotene Material auch immer rechtmäßig erworben worden ist. Schließlich wollte ich meine Kunden nicht durch so eine Unachtsamkeit in Gefahr bringen, andererseits war das offizielle Angebot der vielen Bastlerläden in der DDR so unübersichtlich, dass ich mich auf jeden Fall immer hätte rausreden können – so meine Überlegungen.

Bloß wo sollte ich so schnell mit all dem Zeug hin? Mein Auto fahrender Kollege stimmte meinen Überlegungen zu und bot mir an, das Ganze bei sich im Keller seiner unverdächtigen Plattenbau-Wohnung vorübergehend einzulagern. So richtig wohl war mir bei der Sache allerdings nicht, schließlich war es überwiegend nicht mein Eigentum, sondern Kundenware und stellte einen erheblichen Wert dar. Kellereinbrüche in Plattenbau waren auch schon zu damaliger Zeit an der Tagesordnung. Aber mir blieb keine Wahl und so ging ich das Risiko ein und vertraute voll und ganz meinem Kollegen.

Zu Hause angekommen, fiel mir dann noch etwas anderes, ganz Verdächtiges in die Finger. Für den Versand brauchte ich immer kleine, gut verschließbare und stabile Kartons und dafür hatte ich eine Quelle in unserem Laborbereich aufgetan. Da wir für unsere offiziellen Arbeitsaufgaben – Anwendungen der Mikroelektronik in vielen Bereichen der Volkswirtschaft, die nicht unmittelbar etwas mit Elektronik zu tun hatten – eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen Materialien, d.h. nicht nur elektronische Bauelemente, mit einer kurzfristigen Zugriffszeit benötigten, gab es auch ein gut sortiertes Materiallager, welches von einer mir wohl gesonnenen Kollegin verwaltet wurde. Da fielen ständig große Mengen an Verpackungsmaterial an, die eigentlich an den Lieferanten zurückgeschickt werden mussten. Da die Rücksendung sehr aufwändig und auch mit Kosten verbunden war, wurde das in der Regel unterlassen - es sei denn, der Versender hatte ausdrücklich darauf bestanden. Natürlich habe ich da auch ein bisschen nachgeholfen, aber ansonsten wären die Verpackungen im Müll

gelandet. So habe ich diese oft vor der Müllverbrennung gerettet und zu meiner Gewissensberuhigung einer weiteren, sinnvollen Aufgabe zugeführt.

Allerdings hatte auch dieses wieder einen Haken. Auf jedem Karton standen die AEB-Adresse und natürlich auch der Absender. Die Ermittler der Sicherheitsorgane hätten nun mutmaßen können, dass ich nicht nur die Kartons, sondern diese auch gleich mit gesamtem Inhalt mit nach Hause genommen habe. Meine Kollegin wollte ich auf keinen Fall in die Schusslinie bringen, also warf ich noch am gleichen Tage mitten im Sommer den Heizkessel meines Einfamilienhauses an und verbrannte den ganzen Vorrat an Verpackungsmaterial aus dem AEB.

Die Tage nach dem Vorfall vergingen, ohne dass weiteres Ungemach auf mich zurollte. Somit war ich mir ziemlich sicher, dass das Ganze - wie so oft bei solchen „Vorfällen“ - im Sande verlaufen würde. Da einige meiner Kunden schon bitterböse Mahnbriefe schrieben, holte ich mein Zeug aus dem Plattenbau-Keller meines Kollegen zurück und musste nun wieder von zu Hause aus das Geschäft weiter betreiben – auf ganz kleiner Flamme und immer unter dem Damoklesschwert eines verhagelten Hausfriedens.

Aber hinsichtlich des Ausbleibens weiteren betrieblichen Ungemachs hatte ich mich ganz und gar getäuscht. Ein nicht nur für mich, sondern auch für meine Vorgesetzten böse ausgehendes Nachspiel stand noch an.

Den Kopf aus der Schlinge

Durch meinen Informanten aus parteinahen Kreisen wurde ich „vorab“ in Kenntnis gesetzt, dass ich ein Disziplinarverfahren zu erwarten hätte und dass es auch meine unmittelbaren Vorgesetzten, den Gruppenleiter Hardware-Labor und den Abteilungsleiter Laborbereich treffen würde. Letzteres hätte zwar weniger direkt mit meinem Fall zu tun, sondern war nur der Anlass unbequeme Leitungskader durch jung-dynamische, karrierebewusste Genossen zu ersetzen. Für meinen Gruppenleiter, ein über zehn Jahre älterer, parteiloser Kollege tat mir das unendlich leid. Wir hatten alle ein besonderes freundschaftliches Verhältnis zueinander und da musste ausgerechnet ich ihm die Karriere versauen! Bei meinem Abteilungsleiter war das anders – als Parteimitglied hatte er eigentlich nicht viel zu befürchten. Die wurden immer von einem Posten auf den nächsten geschoben. Da wurde niemand fallen gelassen, wenn er sich „Asche auf’s Haupt streute“ und Besserung gelobte.

Kurz vor dem Tag der Verhandlung – ich hatte noch nie so etwas erlebt bzw. beigewohnt – bekam ich dann auch die „Anklageschrift“ per Hauspost zugestellt.

Außer dem mir schon bekannten Vorwurf der Verletzung der Sicherheitsvorschriften kam noch ein weiteres „Delikt“ hinzu, von dem bisher überhaupt noch nicht die Rede war.

Durch unseren vielfältigen Tätigkeitsbereich erwies es sich als sehr vorteilhaft, wenn bei einer kurzfristigen Aufgabenstellung immer auch sehr zeitnah Lösungsmöglichkeiten angeboten werden konnten. Da ich aus der Vergangenheit heraus schon immer regelmäßig Literatur-Studium betrieb - insbesondere den großartigen AEB-Fundus an Fachzeitschriften aus dem westliche Ausland (siehe auch PS-Insidergeschichte „Das Haus der Elektroindustrie HdE“ - <http://www.ps-blnd.de/HdE.pdf>) - hatte ich es mir freiwillig als zusätzliche Aufgabenstellung auf den Tisch gezogen, eine Art „Ideen-Bibliothek“ aus Zeitschriftenkopien aufzubauen. Das war aber abgesegnet durch die Abteilungsleitung, weil jegliche Art von Kopien-Herstellung einem strengen Reglement unterlagen.

Vervielfältigungsaufträge – und dazu gehörten auch Zeitschriftenkopien wurden beim AEB zentral durch eine spezielle Abteilung realisiert. Dezentrale Kopiertechnik war aus den bekannten Gründen nicht üblich. Anfangs befand sich die Abteilung Vervielfältigung noch in der Max-Beer-Strasse in der Nähe Alexanderplatz. Mit dem Umzug in die Scharnweber-Strasse zog auch die zu einer modernen Druckerei mutierte Vervielfältigung von der Max-Beer-Str. nun hier in das Erdgeschoss ein. Die Hauptaufgabe dieser Druckerei war insbesondere die Herstellung der vielen Drucksachen, für die der AEB als Herausgeber verantwortlich war.

Es war nun natürlich sehr bequem – man brauchte nur ein paar Treppen hinunter und den dort arbeitenden Kollegen „gut zureden“ und schon lief alles wunderbar. Trotzdem war immer ein offizieller Auftrag der Abteilung mit Unterschrift des Leiters notwendig. Die fertigen Kopien wurden dann fein säuberlich in A4-Ordern abgeheftet und inhaltlich in Karteikarten erfasst, was wiederum ein krankheitsbedingt behinderter Kollege in Heimarbeit erledigte. So konnte bei einer bestimmten technischen Fragestellung anhand eines Stichwortes oder unter einer bestimmten Rubrik schnell ein oder mehrere technische Ausarbeitungen gefunden werden und somit für die Vorplanungsphase kurzfristig ein Standpunkt zur Realisierung einer Entwicklungsanfrage erarbeitet werden.

Da die Originale in hervorragender Druckqualität vorlagen und mit den damals zur Verfügung stehenden Schnellkopiertechniken – Ormig und Thermokopie – die notwendige Qualität und Präzision nicht erreicht wurde, hatte ich fast immer auf richtigen Fotokopien bestanden. So sind auch nach längerer Zeit alle noch so feinen Details, z.B. in Schaltungs-Zeichnungen

immer noch sehr gut erkennbar gewesen. Im Laufe der Zeit war eine umfangreiche „Bibliothek technischer Unterlagen und Dokumentationen“ entstanden. Deren Zugriff mittels Karteikarten stellte für den gesamten Laborbereich, aber auch für außerhalb des Bereiches arbeitende Kollegen eine willkommene Wissensquelle dar. Die Karteikarten, sowie die dazugehörige Sammlung wurden von mir verwaltet und durch das besonders „gepflegte“ Verhältnis zur Zentralbibliothek (siehe „Das Haus der Elektrotechnik HdE“ – <http://www.ps-blnd.de/HdE.pdf>) und dem Bereich Vervielfältigung machte ich daraus auch kein Geheimnis. Schließlich war das gesamte Vorhaben in Abstimmung mit der staatlichen Leitung sanktioniert.

Aber genau das wurde uns, d.h. mir und auch meinen beiden staatlichen Leitern nun vorgeworfen, d.h. wir hier in unnützer Weise Volkseigentum vergeudet hätten. In der Verhandlung zu meinem Disziplinarverfahren konnte jedoch unter Mithilfe meiner Kollegen, die als gewerkschaftlicher Beistand dem Verfahren beiwohnten, dieser Vorwurf ad absurdum geführt werden.

Anders jedoch im Falle meiner privaten „Mitbringsel“, die die Sicherheits-Leute bei der Brandschutz- und Sicherheitsbegehung eingezogen hatten. Obwohl meine schriftliche Erklärung dazu dem Untersuchungsgremium vorlag, konnte es einer der „Ankläger“ - ein blassgesichtiges, jung-dynamisches Bürschchen - nicht lassen, immer und immer wieder darauf zurückzukommen. Nur mit Mühe konnte ich mich den Angriffen erwehren und teilweise nur durch beharrliches Schweigen weitaus Schlimmeres verhindern.

Wie ich später aus meiner „Stasi-Akte“ erfuhr, wurden tatsächlich ernsthafte Untersuchungen und Maßnahmen der Sicherheitsorgane vorgenommen, aber im Ergebnis - wie im Abschlußbericht des leitenden Oberstleutnant der Abteilung Wirtschaftskriminalität im Stadtbezirk Friedrichshain nachzulesen war - „sei dem Verdächtigen nichts Strafbares nachzuweisen“.

Die Verhandlung endete mit einem „Strengen Verweis“ und Eintrag in die Kaderakte.

Die Disziplinarmaßnahmen gegen meine beiden staatlichen Leiter gingen nicht so belanglos aus. Mein Gruppenleiter wurde seines Postens enthoben und auch mein Abteilungsleiter durfte die Abteilung nicht länger führen. Letzterer erhielt aber dank seiner Parteizugehörigkeit wieder einen anderen Leitungsposten, nachdem er offensichtlich Reue bekundet hatte und Besserung gelobte. Meinem Gruppenleiter wurde zwar auch angeboten als einfacher Mitarbeiter weiterhin im Betrieb arbeiten zu können, aber diesen Makel lehnte er ab und

verließ den AEB.

Ich durfte weiterhin an meinem Arbeitsplatz meiner gewohnten Arbeit nachgehen – natürlich nicht der privaten! Aber dennoch war der Enthusiasmus irgendwie verloren gegangen. Mit den Nachfolger-Leitungskadern konnte nie mehr das herzliche Verhältnis hergestellt werden, wie das mit den Vorgängern möglich gewesen war.

Allerdings tat sich mit dem neuen Gruppenleiter ein neues „Betätigungsfeld“ auf. Durch dessen Kontakte mit dem VEB Secura Berlin konnte für einen Dauerversuch ein Secop-Kopierer aus der Null-Serie für die Labor-Abteilung organisiert werden. Die Vorwürfe der „Verschwendung von Volkeigentum“ bei unserer „Bibliothek technischer Unterlagen und Dokumentationen“ waren schnell vergessen und wiederum mit Billigung der staatlichen Leitung wurde jetzt mittels dieses Gerätes weiter daran gearbeitet. Mit anderen Worten – es wurde kopiert „auf Teufel komm’ raus“. Da innerhalb eines Monats der Funktions-Nachweis über 50.000 Kopien erbracht werden sollte, lief das Gerät fast jeden Tag mehrere Stunden lang ununterbrochen. Ganze Fachbücher – in der Regel aus dem NSW - mit mehreren hundert Seiten wurden kopiert! Und das oft mehrmals, weil verschiedene Leute daran Interesse hatten.

(Bernd Ludwig, Gerd Krybus)

Abspann

Trotzdem sich für mich persönlich scheinbar alles wieder eingerenkt hatte, blieb doch der Frust und das Unbehagen.

Obwohl der erste Versuch der Etablierung meines Privatunternehmens kläglich gescheitert war, ließ mich die Idee an sich nicht mehr los. Mit dem Studienfreund, mit dem ich seinerseits in Sachen Musikelektronik tätig war (siehe „Der Beat und die Elektronik“ – <http://www.ps-blnd.de/Beatelektronik.htm>), hatte ich das Thema „Selbständigkeit“ lang und breit diskutiert und wir kamen zu gleichen Ansichten. In Anbetracht meiner und seiner Erfahrungen mit der Familie hatten wir auch schon Ausschau nach passenden Gewerberäumen gehalten. Dieses Ansinnen erwies sich aber noch bedeutend schwieriger, als alles, was wir bereits vorher in Erfahrung bringen konnten. Grundsätzlich wurden in der DDR alle Gebäudeflächen, ob nun für Wohnungszwecke, als auch für Gewerbe geeignet, streng reglementiert. Analog zur staatlichen „Wohnraumlentkung“ gab es solches selbstverständlich auch für Gewerbeflächen – und da war es egal, ob es sich dabei um ein verwahrlostes altes Ladengeschäft handelte, oder

nur um einen alten Lagerschuppen, solange diese irgendwie erfasst gewesen waren. Zunächst bekundeten wir Interesse an einem alten Ladengeschäft in einer Seitenstrasse in der Nähe des S-Bahnhofs Köpenick. Die junge Sachbearbeiterin in der zuständigen „Gewerberaumlenkung“ im Stadtbezirk Köpenick hörte sich geduldig unsere Wunschvorstellung an, machte uns aber wenig Hoffnung. Um der Hoffnung ein wenig nachzuhelfen, gab ich ihr beim Abschied ein 5-DM-Stück in die Hand. Später erfuhr ich dann, daß solcher Art „Bakschisch“ Gang und Gäbe sind – allerdings in ganz anderen Größenordnungen! – Zwischenzeitlich hatten wir noch ein anderes Objekt ausfindig gemacht. Das war offensichtlich ein schon lange nicht mehr genutzter Gebäudekomplex – sah aus wie ein Teil eines ehemaligen Gutshofes mit Pferdestall, zahlreichen Garagen, großem Parkplatz davor usw. - direkt am S-Bahnhof gelegen. Um Informationen über das Anwesen zu bekommen, fragten wir in dem davor liegenden, altbürgerlichen Wohnhaus nach. Es stellte sich heraus, dass das gesamte Anwesen, einschließlich des Wohnhauses sich in Privatbesitz befand und wir mit dem Eigentümer sprachen. Welch ein glücklicher Zufall!

Da ich immer noch im AEB angestellt war, konnte ich nicht laufend von der Arbeit weg, so dass die weiteren Verhandlungen mein Freund, der bereits seine Arbeitsstelle im WF gekündigt hatte, allein mit dem Eigentümer führen musste und es gelang ihm dann auch die obere Etage des besagten Gebäudes anzumieten.

Die Räumlichkeiten waren in einem erbärmlichen Zustand, es regnete durch, die Elektrik war desolat und von sanitären Einrichtungen konnte man wirklich nicht sprechen – Plums klo außerhalb auf der Treppe. Im Winter froh regelmäßig die Wasserleitung ein und mit der Heizung – ein transportabler Kachelofen – war nicht mal der eine Raum, welcher als Arbeitsraum dienen sollte – richtig warm zu kriegen.

Trotzdem war es ein Anfang und ich erhoffte mir bei eingefahrenem Geschäft „Service Musikelektronik“ dann später dort einzusteigen zu können. Zunächst – so hatten wir es vereinbart – sollte ich aus wirtschaftlichen Gründen weiterhin im AEB bleiben, dort mein für damalige Verhältnisse nicht unbeträchtliches Gehalt beziehen, aber mit Rat und Tat der neu gegründeten Firma zur Seite stehen. So stellte es sich jedenfalls aus meiner Sicht dar.

Eine meiner letzten Aufgaben im AEB war die Mitarbeit an der Auftrags-Entwicklung des Steckmoduls „EPROMMER“ für den Kleincomputer KC85 aus Mühlhausen. Dazu erforderliche Abstimmungs-Beratungen fanden in aller Regel beim Auftraggeber statt, so dass ich mehrere Male nach Mühlhausen fahren musste.

Auf eine der Reisen nahm ich meinen Studienfreund mit, um dort neben meinen offiziellen

Aufgaben die Möglichkeiten der Service-Übernahme für den KC85 zu prüfen, was ich mir als zukünftiges Arbeitsfeld in der neuen Firma ausgedacht hatte – allerdings auch mit dem Hintergedanken, auf dieser Basis eigene Entwicklungen an potentielle Kunden bringen zu können. Ein Service-Vertrag mit Mühlhausen kam nicht zustande, weil eine solcher bereits mit dem Inhaber des Computerladens in der Grünberger Strasse bestand. Ich konnte mich aber auch nicht entschließen, meinen Arbeitsplatz mit all den mir vertrauten Annehmlichkeiten im AEB-Labor sofort aufzugeben und in dieser „Bruchbude“ fortan zu arbeiten. Hinzu kam noch die Ungewissheit über das Einkommen und nicht zu letzt die Bedenken meiner Familie. Im Gegensatz zu meines Freundes Familie, wo dessen Einkommensverhältnisse im Wesentlichen von seiner Frau mit einer hoch bezahlten Tätigkeit im Staatsapparat bestimmt wurden, hingte die finanzielle Basis meine Familie zum großen Teil an meinem Einkommen.

So zog sich das Vorhaben der Selbständigkeit Woche für Woche und Monat für Monat in die Länge. Einerseits hatte mein Freund ungeheuer viel zu tun – die Kundenaufträge an Reparaturen und auch kleinere Neubau-Projekte häuften sich immer mehr, aber zu dem eigentlichen Vorhaben – der Schaffung eines zweiten - meines Arbeitsplatzes fehlte dann immer die Zeit und auch die Mittel. Aus heutiger Sicht gesehen bin ich mir auch nicht mehr so ganz sicher ob seiner Wahrhaftigkeit des Vorsatzes unserer ursprünglichen Vereinbarung.

Zwischenzeitlich hatte ich jedoch noch andere Probleme mit dem AEB. Da es Anfang der 80er Jahre zunehmend einfacher wurde zu „Dringenden Familienangelegenheiten“ eine Westreise zu beantragen, habe ich ein solches Begehren dann auch zum 75. Geburtstag meiner Mutter kundgetan. Ein solcher Antrag musste zunächst durch den Betrieb, wo man arbeitete, befürwortet werden. Hier war also die erste Hürde zu nehmen. Wie mir bekannt war, hatten einige Kollegen schon das Glück gehabt, eine solche Reise unternehmen zu können – auch wenn es nur eine mit der S-Bahn nach West-Berlin war. Meinem Antrag wurde jedoch nicht stattgegeben. Als offizielle Begründung wurde die schon lange erloschene VVS-Verpflichtung angegeben, aber mir war schon klar, dass es sich hierbei um eine „Retourkutsche“ wegen meines Disziplinarverfahrens handelte.

Als dann auch ein zweiter Versuch scheiterte, reifte Ende 1987 in mir der Entschluss den AEB zu verlassen. Anderswo wurden auch Mikroelektroniker gesucht! – Ein mir befreundeter Kollege aus dem parteinahem Umfeld riet mir jedoch noch abzuwarten und keine voreiligen Entschlüsse vorzunehmen - die Verhältnisse werden sich bald ändern – so seine Prognose. Schließlich wurde ich aber fündig und sogar mit mehr Gehalt fing ich dann in einem der Landwirtschaft nahe stehendem Entwicklungsbüro an, auch in diesem Zweig der

Volkswirtschaft „die Mikroelektronik einzuführen“.

Für meinen Freund war das der Hinweis darauf, dass ich es mit meiner Mitarbeit in seiner neuen Firma doch nicht so ernst meine und unser freundschaftliches Verhältnis kühlte sich dann merklich ab.

Nachtrag

Inwieweit der Weggang vom AEB ein Fehler gewesen war, konnte ich leidvoll in den Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs in der DDR erfahren. Obwohl es in dem Entwicklungsbüro scheinbar auch viel Vorteile gegeben hatte – Nähe zum Wohnort, neues Gebäude und neue interessante Aufgaben, war doch der Kontakt zu den neuen Kollegen nicht der, wie im AEB. Man war eben der Einäugige unter den Blinden und zur damaligen Zeit vermochte ich noch nicht diesen Vorteil insbesondere bei meinen Vorgesetzten auszuspielen. Mit der Abwicklung des Entwicklungsbüros – es blieben nur der Betriebsdirektor, der Parteisekretär und einige Leiter unterer Chargen übrig, die anschließend den Neubau-Komplex verwalteten – war auch meine Arbeit dort beendet.

Da ich den Kontakt zum AEB nie aufgegeben hatte – auch in offizieller Hinsicht, wurden durch meine Beziehungen die dortigen Labor- und Werkstatt-Kapazitäten genutzt, solange dafür die Voraussetzungen in dem Entwicklungsbüro noch nicht gegeben waren.

Darauf aufbauend versuchte ich deshalb in einer der Nachfolgefirmen des AEB, der ausgegründeten PRODACON GmbH wieder Fuß zu fassen (siehe <http://www.ps-blnd.de/K1510-20/InfoHist.pdf> und das PS-Buch „Die Geschichte der Mikroelektronik/Halbleiterindustrie der DDR“, erschienen 2003 im www.funkverlag.de). Das gelang mir dann auch kurzzeitig durch Akquisition eines größeren Auftrages, wurde dann aber leider 1992 vom erzwungenen Konkurs der Firma überschattet.

Während eines der regelmäßigen Treffen der AEB-Kollegen - sowohl aus dem ehemaligen E-Bereich (wozu auch der Laborbereich in der Scharnweberstrasse gehörte), oder dem ehemaligen A-Bereich (vormals K-Bereich), der u.a. für die Versorgung des F&E-Bedarfs der vielen Mikroelektronik-Entwicklungsstellen der DDR mit elektronischen Bauelementen zuständig war - traf ich auch den letzten, der ehemaligen Betriebsdirektoren des AEB. Jener war in letzter Instanz auch zuständig für die Empfehlungsentscheidung zu Westreisen. Auf direkte Nachfrage von mir offenbarte er mir dann, dass es ihm zu jener Zeit unmöglich gewesen war, solche Ansinnen positiv zu entscheiden, weil ihm das Risiko viel zu groß

erschien, als ehemals schon in Ungnade Gefallener (im AEB wurden regelmäßig „Kaderleichen“ aus dem Industriezweig oder gar aus den Ministerien, teilweise sogar aus dem Staatsapparat zur Bewährung „entsorgt“) seine Pension auf's Spiel zu setzen, nur weil jemand nach dem Westen fahren wollte. Wie weit solches „Verantwortung tragen“ ging, wusste ich aus meinem eigenen Disziplinarverfahren (s.o.). Und wenn jemand auf Grund einer genehmigten Westreise trotz aller Belehrungen und abgegebenen Verpflichtungen dann doch drüben blieb, trug eben der stattliche Leiter, der diese Reise befürwortet hatte, die Verantwortung mit allen, allerdings auch unterschiedliche Konsequenzen.

Als ich ihm jedoch entgegen hielt, daß das nicht ganz der Wahrheit entsprochen hätte, weil doch andere Kollegen gefahren sind, zog er sich auf seine Unkenntnis von derartigen Ereignissen zurück. Nun kann das durchaus der Fall gewesen sein, weil seine Stellvertreter – und deren gab es viele – in seiner Abwesenheit auch immer ihr eigenes „Süppchen gekocht haben“.

(Heinrich Heise)

- Ende -